

Gerald Murnane

Grenzbezirke

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1507 der Bibliothek Suhrkamp

Gerald Murnane

Grenzbezirke

Aus dem Englischen von

Rainer G. Schmidt

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *Border Districts*
bei Giramondo Publishing, Artarmon.

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2018

© Giramondo Publishing 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22507-3

Grenzbezirke

Vor zwei Monaten, als ich erstmals in dieser Ortschaft kurz vor der Grenze eintraf, beschloss ich, meine Augen zu hüten, und ich könnte mir nicht vorstellen, mit diesem Prosastück fortzufahren, sollte ich nicht erklären, wie ich zu diesem seltsamen Ausdruck kam.

Einen Teil meiner Ausbildung erhielt ich von einem bestimmten Orden geistlicher Brüder, einer Gruppe von Männern, die allesamt eine schwarze Soutane trugen, mit einem weißen Kunststoffkragen am Hals, dem Kollar. Zufällig erfuhr ich im letzten Jahr – und seitdem ich vor fünfzig Jahren zum letzten Mal jemanden sah, der solch ein Ding trug –, dass der weiße Kragen *rabat* genannt wurde und ein Symbol der Keuschheit war. Unter den wenigen Büchern, die ich aus der Hauptstadt hierherbrachte, befindet sich ein großes Wörter-

buch, doch wird das Wort *rabat* darin nicht aufgeführt. Das Wort könnte französisch sein, falls der Bruderorden in Frankreich gegründet wurde. In diesem entlegenen Bezirk bin ich noch weniger als in den Vororten der Hauptstadt geneigt, die eine oder andere verborgene Tatsache herauszufinden; hier, nahe der Grenze, neige ich sogar eher als einst dazu, eine Vermutung, die ein Muster in meiner Vorstellung zu ergänzen vermag, als gut begründet zu akzeptieren und dann mit dem Schreiben fortzufahren, bis ich die Bedeutung eines solchen Bildes für mich erkenne, eines Bildes, wie das des weißen Flecks, der gerade jetzt am Rand meiner Vorstellung vor einem schwarzen Hintergrund erschien und nicht einfach zu entfernen sein wird.

Die Schule, in der die Brüder unterrichteten, war auf dem Areal eines zweistöckigen, aus gelbem Sandstein bestehenden Landguts erbaut worden, das an einer mit Platanen gesäumten Straße in einem inneren östlichen Randbezirk der Hauptstadt lag. Das Landgut selbst war in den Wohnsitz der Brüder umgewandelt worden. Im Erdgeschoss des früheren Gutshauses bildete einer der

Räume, der die Eckveranda überblickte, die Kapelle, die von den Brüdern für ihre tägliche Messe und ihre Gebete genutzt wurde, aber auch uns, ihren Schülern, zugänglich war.

In der Sprache jener Örtlichkeit und Zeit hieß es, ein Schüler, der für ein paar Minuten in der Kapelle vorbeischaute, statte einen Besuch ab. Das Ziel seines Besuches, hieß es, sei Jesus im heiligen Sakrament oder, allgemeiner gesagt, das heilige Sakrament selbst. Wir Jungen wurden von Lehrern und Priestern eindringlich gebeten, dem heiligen Sakrament häufige Besuche abzustatten. Es wurde bedeutet, dass die durch jenen Ausdruck bezeichnete Person sich betrübt oder einsam fühlen würde, wenn Besucher ausblieben. Meine Klasse hatte einmal von einem Ordensbruder eine von den Geschichten gehört, die durch häufige Wiederholung unseren religiösen Eifer befördern sollten. Ein Nicht-Katholik guten Willens hatte einen Priester gebeten, die Lehren der Kirche zum heiligen Sakrament zu erläutern. Der Priester erklärte darauf, dass jede Scheibe geweihten Brotes in jedem Tabernakel in jeder katholischen Kirche oder Kapelle, auch wenn sie nur als bloßes Brot erschie-

ne, wesensmäßig der Leib Jesu Christi sei, der zweiten göttlichen Person der Heiligen Dreieinigkeit. Der Fragesteller guten Willens erklärte dann, dass er, wenn er dies nur zu glauben vermöchte, jeden freien Augenblick in irgendeiner katholischen Kirche oder Kapelle in der Gegenwart des göttlichen Erscheinens verbringen würde.

In unserer Schulzeitung schrieb unser Rektor in seinem alljährlichen Bericht an die Eltern ausführlich über das, was er als die religiöse Formung von uns Jungen bezeichnete. In jedem Klassenzimmer war die erste Schulstunde jeden Tages ganz der christlichen Doktrin oder, wie wir es öfter nannten, Religion gewidmet. Vor jeder Stunde des täglichen Stundenplans sagten Schüler laut und gemeinsam ein kurzes Gebet auf. Ich glaubte, dass die meisten meiner Klassenkameraden ihre Religion ernst nahmen, doch hörte ich selten, dass ein Junge außerhalb des Klassenzimmers irgend etwas erwähnte, was mit dieser Religion zu tun hatte. Die Kapelle war vom Schulhof aus nicht einsehbar, wodurch ich nie wusste, wie viele meiner Klassenkameraden dort Besuche abstatteten. Ich durchlief jedoch in meiner Schulzeit verschiedene

Perioden religiösen Eifers, und in jeder dieser Perioden stattete ich dem heiligen Sakrament täglich mehrere Besuche ab. Manchmal sah ich den einen oder anderen meiner Klassenkameraden in der Kapelle, kniend, wie ich kniete, den Kopf gebeugt oder den Blick starr auf das verschlossene Tabernakel gerichtet, in dem, für uns nicht sichtbar, das vergoldete Ziborium war, gefüllt mit den weißen Oblaten, die wir uns als das heilige Sakrament vorstellten. Mit meinen Versuchen zu beten oder zu meditieren war ich nie zufrieden, und ich fragte mich oft, was genau im Kopf meines fromm wirkenden Klassenkameraden vorging. Ich hätte ihn gern gefragt, was er wohl während des Betens sah; wie er die göttlichen oder heiliggesprochenen Personen anschaute, an die er sich in seiner Vorstellung wandte, und vieles andere. Manchmal verließen zufällig ein Klassenkamerad und ich gleichzeitig die Kapelle, und wir gingen zusammen die Eckveranda entlang und dann durch den Garten der Brüder in Richtung Schulhof, doch den Jungen dann über seine Andachtsübungen zu befragen, wäre für mich wohl kaum weniger verwirrend gewesen, als ihm etwas Anstößiges vorzuschlagen.

An der ruhigen Straße, in der ich jetzt wohne, steht eine kleine Kirche, an der ich an jedem Werktagmorgen auf meinem Gang zu den Läden und dem Postamt vorbeikomme. Die Kirche gehört zu einer jener protestantischen Konfessionen, die ich als Schuljunge wegen der Ödnis ihrer Gottesdienste bedauerte, welche, wie ich vermutete, bloß aus Kirchenliedern und Predigten bestanden und keineswegs aus den glanzvollen Ritualen, die in meiner Kirche abgehalten wurden. Wann immer ich an ihr vorbeigehe, ist der Rasen um meine Nachbarschaftskirche ordentlich gemäht, doch die Kirche selbst ist verschlossen und leer. Ich bin wohl an zahllosen protestantischen Kirchen in Vorstädten oder Landgemeinden vorbeigegangen und habe kaum einen Blick auf sie geworfen, und doch kann ich an der nahe gelegenen Kirche nie vorbeigehen, ohne dass meine Gedanken in überraschende Richtungen gelenkt werden.

Ich habe mich der Architektur gegenüber immer für gleichgültig gehalten. Ich weiß kaum, was ein Giebel oder ein Kirchenschiff oder eine Kuppel oder eine Sakristei ist. Ich würde meine Nachbarschaftskirche als ein symmetrisches Gebäude be-

schreiben, das aus drei Teilen besteht: einem Vorbau, einem Hauptteil und, am weitesten von der Straße entfernt, einem dritten Teil, der gewiss dem Geistlichen vor und nach den Gottesdiensten vorbehalten ist. Die steinernen Mauern sind eintönig cremeweiß bemalt – oder heißt es richtig *verputzt*? Ich bin in solchen Einzelheiten so un aufmerksam, dass ich mich hier an meinem Schreibtisch nicht erinnern kann, ob die Satteldächer des Vorbaus und des Hauptteils mit Schiefer oder Blech gedeckt sind. Der hintere Teil hat ein fast flaches Blechdach. Die Fenster sind nicht von besonderem Interesse für mich, bis auf die beiden, in der Rückwand des Pfarrerraums befindlichen Rechteckfenster aus klarem Glas, hinter denen jeweils ein Vorhang zugezogen ist. Der Hauptteil der Kirche hat sechs kleine Fenster, drei auf jeder Seite. Das Glas in jedem dieser Fenster ist durchscheinend. Wenn ich es von Nahem untersuchen könnte, unterschiede sich das Glas wohl kaum von der Sorte, die ich in meiner Kindheit als *mat- tiert* zu bezeichnen lernte und oft in Badezimmerfenstern sah. Das Glas in den sechs Fenstern ist keineswegs farblos, doch habe ich noch nicht die

Abtönung oder Färbung ausgemacht, die es kennzeichnet. Wenn ich manchmal morgens vorbeigehe, scheint das fragliche Glas ein unerklärliches Graugrün oder vielleicht Graublau zu haben. Einmal jedoch, als ich zufällig spätnachmittags an der Kirche vorbeiging und über die Schulter hinweg auf ein Fenster in der verschatteten Südostseite des Gebäudes blickte, sah ich, dass das Glas dort nicht direkt durch die untergehende Sonne gefärbt wurde, sondern durch ein Licht, das meinem Blick entzogen war: das Glühen in der verschlossenen Kirche, in der die Strahlen aus dem Westen bereits durch die drei Fenster auf der weiter von mir entfernt liegenden Seite verändert worden waren. Selbst wenn ich eine Bezeichnung für die flackern- de Pracht, die ich dann in dieser einfachen Scheibe sah, hätte ersinnen können, hätte ich bald danach einen anderen Namen für die fast unmerklich ab- weichende Tönung bei jeder ihrer beiden Nach- barscheiben ersinnen müssen, auf denen das bereits gedämpfte Licht von ein und demselben Sonnen- untergang getrennt gebrochen worden war. Der Vorbau hat ein einziges Fenster, das auf die Straße blickt. Wenn ich vorbeigehe, nimmt dieses Fens-

ter meine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch, und es kann schon der Grund dafür gewesen sein, mich an die Abfassung dieser Seiten zu machen. Das Glas in diesem Fenster ist das, was ich immer als Buntglas bezeichnet habe und auf dem fast immer etwas dargestellt ist – ein Muster von Laub und Stängeln und Blütenblättern vielleicht. Bei meinen Gängen in der Ortschaft mache ich lieber nicht auf mich aufmerksam, und bisher war ich noch nicht kühn genug, haltzumachen und auf das Fenster des Vorbaus zu starren. Nicht nur kann ich nicht genau sagen, was abgebildet ist, sondern nicht einmal, welche Farben die verschiedenen Glaspartien haben, obgleich ich vermute, dass sie rot und grün und gelb und blau sind, oder jedenfalls die meisten von ihnen. Wenn ich vorbeikomme, ist die Außentür der Kirche immer geschlossen, und die vom Vorbau zur Kirche führende Tür ist bestimmt ebenfalls geschlossen. Da das getönte Fenster nach Nordosten liegt, ist die nahe Seite des Glases immer in strahlendem Tageslicht, während die fernere Seite sich nur dem gedämpften Licht des umschlossenen Vorbaus gegenüber befindet. Jemand, der von meinem gut

beleuchteten Aussichtspunkt schaut, kann die Farben des Glases und die darauf abgebildeten Einzelheiten nur erraten.

Etwa vor dreißig Jahren las ich die Besprechung eines wissenschaftlichen Buches, das Auszüge aus Tagebüchern mehrerer Männer enthielt, die in den Jahren der Republik durch England zogen und Buntglasfenster zerschlugen. Auf Leitern stehend, zerschmetterten die Männer das Glas mit Knütteln oder Äxten. In ihren Tagebüchern benannten sie alle von ihnen heimgesuchten Kirchen und gaben die Zahl der von ihnen zerstörten Fenster an. Sie erklärten oftmals in den Tagebüchern, das Werk des Herrn zu tun oder seinen Ruhm zu befördern. Ich habe mich nie weiter als eine Tagesreise per Straße oder Schiene von meinem Geburtsort entfernt. Fremde Länder existieren für mich als geistige Bilder, manche von ihnen lebendig und detailreich, und viele von ihnen entstanden bei meiner Lektüre fiktionaler Werke. Das Bild, das ich von England habe, ist das einer zumeist grünen topografischen Karte, die zwar reich an Einzelheiten ist, doch vergleichsweise klein für ein Land der Vorstellung. Als ich die Be-

sprechung des erwähnten Buches las, fragte ich mich, wie irgendwelche Buntglasfenster in dem Land übriggeblieben sein konnten, nachdem besagte Männer ihr umfangreiches Werk getan hatten. Ich fragte mich auch, was aus all dem Bruchglas geworden war. Ich nahm an, die Männer hatten die Fenster von außen angegriffen – hatten ihre Knüttel und Äxte gegen das matt wirkende Glas gerammt, ohne zu wissen, was es darstellte oder sogar welche Farbe es hatte, wenn man es von der anderen Seite betrachtete. Wie lange waren die farbigen Brocken und Scherben in den Gängen und auf den Kirchenstühlen liegengeblieben? Waren die Bruchstücke von der bestürzten Kirchengemeinde aufgesammelt und verborgen worden, in Erwartung einer Zeit, in der sie eingeschmolzen oder anderweitig wieder in Bildnisse ehrwürdiger Persönlichkeiten auf jenseitigen Schauplätzen verwandelt werden konnten? Trugen Kinder Hände voll mit bunten Splintern fort und linsten dann durch sie hindurch auf Bäume oder den Himmel oder versuchten, sie wieder so anzuordnen, wie sie einmal gewesen waren, oder zu raten, ob dieses oder jenes Fragment einst den Teil eines Kleids

mit Schleppe, eines strahlenden Heiligenscheins, einer entzückten Miene dargestellt hatte?

Entsprechend der mir als Kind übermittelten Geschichtsschreibung brachten die Bilder auf den zerschmetterten Fenstern den alten Glauben Englands zum Ausdruck. Die Glasgestaltungen hatten ein Jahrhundert lang die Gebete und Zeremonien und Gewänder überdauert, die während der protestantischen Revolte, wie wir sie zu nennen gelehrt wurden, abgeschafft worden waren. Wenn ich in meiner Schulzeit über das Zerschmettern von Glas gelesen hätte, hätte ich bereits die Zerstörung so vieler wunderbarer Bilder bedauern können, doch auch erwogen, ob die glaslosen Fenster nicht genau das waren, was die treulosen Protestanten verdienten. Die leeren Fensterhöhlen hätten mich an die blicklosen Augen von Leuten gemahnt, die blind für die Wahrheit sind. Sie hatten farbige Kaseln vernichtet, goldene Monstranzen, das heilige Sakrament selbst. Mögen sie nun in schwarzen Soutanen und weißen Chorchemden und im schlichten Tageslicht, nicht gefärbt von irgendeinem Glas alter Zeiten, singen und predigen. Ich hatte mir das kaum so vorgestellt, als ich

im Erwachsenenalter über die Fensterzerstörer las, doch mein erster Blick auf das Fenster im Vorbau der benachbarten Kirche ließ in mir einen leisen Groll darüber aufkommen, dass eine nicht einmal drei Jahrhunderte alte protestantische Sekte ihren schlichten Ort des Gottesdienstes im Stil der Kirche schmücken sollte, die schon fast zwei Jahrtausende gewährt hatte, bevor diese Clique von Emporkömmlingen anfang. Selbst die Umgebung des kleinen Steingebäudes verstimmte mich irgendwie. Kein Fußweg führt an der Kirche vorbei. Zwischen dem Bordstein zur Straße hin und der Begrenzung des Kirchhofs ist der Boden unter dem gemähten Gras uneben. Da ich beim Vorbeigehen nicht haltmachen und hinstarren möchte, muss ich, unter der Angst, mir den Fuß zu verstauchen, herausbekommen, was ich herausbekommen kann.

Was ich vor einem Monat bei meinem ersten Anblick der Kirche herausbekam, habe ich in einem früheren Abschnitt berichtet. Bis heute Morgen hatte ich nicht mehr in Erfahrung gebracht. Ich wusste nicht einmal, ob in der Kirche immer noch Gottesdienste abgehalten wurden. (Die anglika-